

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Volksblatt. 1878-1882 1878**

29 (21.7.1878)



Nr. 29.

Strasbourg im Elsaß,

21. Juli 1878.

### Schloß Oberbronn.

Eine elsässische Geschichte.

(Fortsetzung.)

Die Mahlzeit war vollendet; die Leute hatten sich zu kurzer Ruhe um das Feuer herumgelagert; der Graf schickte sich eben an, mit Jäger, der ihm nicht von der Seite wich, einen Rundgang um das Schloß zu machen, als plötzlich im Hof einige gewaltige Schläge und darauf Schüsse ertönten. Es waren die eingedrungenen feindlichen Soldaten! Der Graf und sein Begleiter hatten kaum noch Zeit, sich in's Haus zurückzuwerfen und die Thüre zu verriegeln. Seine Dienstleute erhoben sich und sprangen an die Fenster. Indessen hatten die Gegner die Besatzung des Thurmes überrumpelt und unschädlich gemacht. Ganze Schaaeren drängten sich durch das geöffnete Hofthor. Fackeln warfen ein unheimliches Licht auf die vom Wein und von Kampflust berauschte, tobende Horde. Der Graf und seine Handvoll Leute feuerten in die Menge. Aber schon wird das Schloß von verschiedenen Seiten gestürmt. Sie springen die Treppe zum obern Stockwerk hinauf und feuern wieder. Verlorene Tapferkeit! Schon sind fünf von ihnen, darunter ein Sohn Jäger's, gefallen. Nichtsdestoweniger vertheidigen sie sich Schritt für Schritt, Zimmer für Zimmer. Endlich werden sie in ein Gemach gedrängt, dessen Fenster nach hinten in's Freie gingen. Es gelang Jäger, die schwere eichene Thüre zuzudrücken. Während er mit starken Armen sie wider die andrängende Menge zuhielt, rief er: „Gnädiger Herr, das Spiel ist verloren! Unsere einzige Rettung ist zum Fenster hinaus! Springt in Gottes Namen! Der Boden ist weich und sumpfig!“ — Der Graf zögerte. — „Dann versucht es zuerst Ihr, Kameraden!“ Die ließen es sich nicht zweimal sagen, warfen ihre

Gewehre hinab und sprangen herzhast nach. „Jetzt an Euch, Herr Graf! Bedenkt Euch nicht; die Thüre hält keine Minute mehr! Oder wollt Ihr den Raubmördern in die Hände fallen?“ —

Der Graf erklimm die Brüstung und sprang in die Nacht hinaus. Als er die Erde berührte, fühlte er einen heftigen Schmerz. Doch lief er noch sechs, sieben Schritte voran den Berg hinauf in das Nebgelände. Hier brach er zusammen; er hatte im Springen den Fuß gebrochen! Er hört, wie nun auch Jäger den Sprung thut und an ihm vorbei dem Wald zuläuft. Er will ihm rufen, aber schon stürzen rechts und links hinter dem Schloß Feinde hervor und eilen den Flüchtlingen nach. Zum Glück liegt der Graf abseits und ist die Nacht stockdunkel. Doch laufen mehrere so nah an ihm vorbei, daß sie beinahe über ihn stolperten. Plötzlich vernimmt er Nichts mehr; der Schmerz und die Schrecklichkeit seiner Lage haben ihm das Bewußtsein geraubt.

Als er nach einer Viertelstunde wieder zu sich kam, war es still um ihn her. Nur im Schloß war wüster Lärm. Von Zeit zu Zeit sah der auf dem Boden Liegende durch die Finsterniß kleine Gruppen Feinde vom Wald herabkommen. Das Fluchen, mit dem sie am Schloß empfangen wurden, bewies, daß ihre Verfolgung fruchtlos geblieben war. Endlich hörte auch das auf. Nun sucht der Graf sich zu erheben, aber um sogleich mit einem unterdrückten Schrei zusammenzufinken. „Mein Gott! mein Gott! sollte ich keine andere Wahl haben, als mich dem Pfalzgrafen zu überliefern oder hier in der Nacht und Einsamkeit zu sterben?“ — Wieder vergeht eine Weile. Da nahen auf's Neue

Tritte; langsam, behutsam, rechts und links spähend steigt eine Gestalt den Abhang herab. Der Graf hört leise seinen Namen rufen.

„Jäger! Jäger! hier bin ich!“

„Gott sei Dank, daß ich Euer Gnaden finde! Ich glaubte, Sie liefen vor mir her den Berg hinan. Als ich meinen Irrthum bemerkte, warf ich mich hinter einen Baum und ließ die Unholde an mir vorüberrennen. Siekehrten bald wieder um, und ich schleiche ihnen nach, um nach Euer Gnaden zu suchen. Wo fehlt's Euer Gnaden? Seid Ihr verwundet?“

„Weiß Gott! ich habe den Fuß gebrochen; mit mir ist's aus!“

„Nur nicht verzagt, gnädiger Herr! Ich werde Sie schon fortbringen!“

Von den starken Armen des Hammerschmieds erfasst, richtete sich der Graf mühsam auf, mit der Linken umschlang er seine Schultern, mit der Rechten stützte er sich auf einen Rebpfahl und so schleppte er sich die Anhöhe hinauf. Am Rand des Waldes versagten ihm die Kräfte. Stöhnend fiel er unter einer Tanne nieder. Jäger riß ein Stück Tuch aus seinem Kittel, tauchte es in eine Quelle, die in der Nähe rauschte, und legte es um den gebrochenen Knöchel. Derweilen ruhte das Auge des unglücklichen alten Herrn auf dem Schloß, das kaum 200 Schritte abwärts zu seinen Füßen lag. Es war taghell erleuchtet. Im Hof loderte ein gewaltiges Feuer; eingeschlagene Fässer standen umher; man sah deutlich die Banditen sich darüber beugen, um zu trinken; man hörte ihr wildes Gejohle. Im Hauptsaale brannten die Kerzen des Kronleuchters wie zu einem Fest; hier hielten die Offiziere ihr Gelage. In den Gängen drängten sich beutesuchende Soldaten, zerstörungslustiges Gefindel. Im Eckzimmer, das dem Schloßherrn als Schreibstube diente, stand einer, den derselbe erkannt hätte, und wäre die Entfernung noch viel größer gewesen. Ein Anderer stand hinter ihm und leuchtete mit einer Fackel, während der Pfalzgraf emsig in den Schriftstücken, die auf dem Schreibtisch lagen und die Ständer füllten, herumsuchte.

„Gottlob!“ murmelte der Graf, „was der sucht, haben wir in Sicherheit gebracht!“

Von der Fackel fiel ein langer brennender Faden in die aufgehäuften Papiere. Einige Altenstücke geriethen in Brand. Sie wurden zum Fenster hinausgeworfen. Glänzende Papierstücke trug der Wind bis zum Wald hinauf.

„Die wirthschaften schön!“ brummte Jäger, noch am Boden knieend.

„Jäger,“ Ihr seid nicht studiert, aber das werdet Ihr mir doch beantworten können: Wenn mitten im Frieden ein Reichsstand den andern überfallen, zum Fenster hinausjagen und ausplündern darf, was ist vom Heiligen Römischen Reich deutscher Nation noch zu halten?“

„Ja, gnädiger Herr, lang wird's wohl nicht mehr halten. Was ich wissen möchte, ist, wie die Pfalzgräflichen so mir nichts, dir nichts in unsern Hof hereingekommen sind. Hätten wir einen Verräther unter uns

gehabt? Dann möchte ich wissen, was sie aus meinen zwei Buben machen werden, die sie im Thurm gefangen haben. Aber was sitzen wir da und fangen Grillen? Wir müssen fort, ehe es den Schurken da unten einfällt, eine neue Treibjagd auf uns zu machen!“

„Hättet Ihr Eure Büchse bei Euch, Jäger, ich würde Euch sagen: Schießt mir eine Kugel in den Kopf! Das wäre das Beste!“

„Euer Gnaden rede nicht so gottvergesen! Jetzt habe ich den Fuß verbunden; jetzt wollen Euer Gnaden sich aufrichten. So! Jetzt legt Eure Arme um meinen Hals! Und nun in Gottes Namen voran!“

Der treue Hammerschmied schwankte einen Augenblick unter der schweren Last auf dem Rücken, dann betrat er mit festem Fuß den Pfad, der am Rande des Waldes hinzog. Die Nacht war finster, doch kannte Jäger jeden Baumstumpf am Wege. Eine Weile ging's eben fort, dann senkte sich der Weg hinunter in den Einschnitt der Finsel. Jenseits des Baches ging der Fußweg wieder in die Höhe. In einer verlassenem Köhlerhütte ließ Jäger den Grafen auf eine Bank nieder und suchte Wasser, um die Wunde am Fuß auf's Neue zu befeuchten. In der Richtung nach Oberbronn war der Himmel roth.

„O weh! Jetzt haben sie das Schloß angezündet!“

Er irrete sich; nur ein Gartenhaus stand in Flammen. Aber das Grauen trieb sie zu neuer Eile. Beide sprachen wenig, nur einmal sagte Jäger, wie aus tiefem Nachsinnen erwachend: „Der gnädige Herr frug mich vorhin vom Deutschen Reich. Hättet mir meinen Unverstand zu gut, aber ich meine, es kommen nicht eher wieder gute Tage für das Reich, als bis sich dasselbe weniger auf die Stände, die alle nur ihre Rechte und Gerechtfame suchen, und mehr auf die starken treuen Schultern des armen Volkes stützt. Ich will damit Euer Gnaden nicht beleidigen. Euer Gnaden waren stets besser als die anderen.“

Der Graf antwortete nicht, aber seine Hand streichelte freundlich die starken treuen Schultern, die ihn trugen.

Als sie gegen Rothbach kamen, dämmerte es. Sie hatten wohl vier Stunden gebraucht für einen Weg, den man sonst in einer zurücklegen kann. Das Dorf gehörte zur Leiningischen Herrschaft. Hier hoffte Jäger Leute zu finden, die ihm helfen würden, den Grafen weiter zu tragen; denn er konnte schier nicht mehr. Er ließ seine Last auf einen Felsen nieder und schritt allein behutsam eine mit Hecken bewachsene Schlucht zum Dorfe hinab. Seine Vorsicht war begründet. Pfalzgräfliche Reiter sprengten im Dorfe auf und ab, während die Einwohner erschrocken und neugierig hinter den Fenstern standen. Jäger begab sich eilig zum Grafen zurück. „Wir müssen voran, Herr! sonst verstellen uns die Feinde den Weg nach Raaschburg!“ Er nahm ihn wieder auf den Rücken und schritt voran, indem er einen weiten Umweg um's Dorf machte.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Gang durch die Kaiserliche Fischzucht-Anstalt bei Müningen.

Stelle Dir einmal, verehrter Leser, einen großen, von stattlichen Tannen- und anderen Baumgruppen umrahmten Hof vor.

Vor Dir siehst Du ein mächtiges, im Schweizerstil aus Holzwerk errichtetes Gebäude von 50 Meter Länge und 11 Meter Breite, links und rechts davon je eine große, 57 Meter lange und 11 Meter breite Halle, welche zum Theil von Tannen verdeckt sind.

Das Hauptgebäude besteht aus einem Mittelbau, an den sich zu beiden Seiten ein hallenartiger Anbau anschließt. Von diesem Mittelbau führt eine steinerne Treppe in die durch zierliche Säulen und einen darüber befindlichen Altan gebildete Vorhalle. Diese ruht auf einem durch hübsche Felsengruppen, Blumen und Ziersträucher verkleideten Hügel.

Vor jedem Anbau befinden sich kleine Springbrunnen, deren Becken mit Blumenbeeten eingerahmt und im Hintergrunde durch Tannen beschattet sind.

Doch laß uns nun, nach dem flüchtigen Betrachten des Aeußern, eintreten und die Hauptsache, die inneren Einrichtungen, in Augenschein nehmen.

In der Vorhalle, in die wir jetzt gelangen, siehst Du vier Brutfische; auf denselben befinden sich, treppenförmig übereinander gestellt, viereckige irdene Brutkacheln. In die oberste Kachel fällt ein scharfer Strahl kalten Quellwassers, welches durch Ausgüsse von einer Kachel in die andere abwärts vertheilt wird. Was Du in diesen Brutkacheln bemerkst, sind erbsengroße Eier von Forellen, die auf Kisten von Glas ruhen und fortwährend von frischem Wasser überströmt werden.

Laß uns einmal solch ein Forellenei herausnehmen. Ich habe hierzu ein kleines Zängchen aus Draht, womit ich, wie Du siehst, das zarte Ei unverfehrt herausbekomme. Ich halte dasselbe nun zwischen Daumen und Zeigefinger gegen das Licht. Das Ei ist gelblich und durchsichtig, besteht aus der Schalenhaut und dem Dotter, und dieser wieder aus der Dotterblase und dem Dotterstoff. Dieser letztere bestimmt die Farbe der Eier, und ist beim Forellenei also gelblich, bei den Eiern der übrigen Fische sehr verschieden, wie Du Dich später überzeugen wirst.

Bei genauerem Betrachten zeigt sich Dir im Ei am obern Ende ein kleiner runder öliger Tropfen, in dessen Mitte sich ein dunkler Kern befindet, der Keim zum künftigen Fisch.

Die Eier, die Du vor Dir siehst, sind soeben befruchtet worden, und da Du, verehrter Freund, leider dazu ein wenig zu spät gekommen und vielleicht noch nie gesehen hast, wie die Befruchtung vor sich geht, so laß mich es Dir kurz erzählen:

Man verschafft sich fortpflanzungsfähige Fische, d. h. solche, deren Rogen und Milch reif sind. Nun wählt man ein reines trockenes Gefäß, etwa eine flache Schüssel oder einen Suppenteller, saßt einen weiblichen Fisch mit der linken Hand unter den Kiemen und hält ihn über das Gefäß. Ist das Weibchen gut reif, so

werden sofort von selbst einige Eier austreten, doch befördert man das Entleeren der Eier dadurch, daß man mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand an den Bauchseiten des Fisches sanft herunterstreift, wodurch dann die Eier in das untergestellte Gefäß fallen.

Jetzt ergreift man ein Männchen, hält es über die Eier im Gefäß und läßt dasselbe auf die gleiche Art einige Tropfen seiner Milch über die Eier ergießen. Hierauf wird etwas Wasser über die Eier geschüttet, das Ganze sorgfältig umgerührt, und die Befruchtung ist geschehen.

Nun sind die Eier lebensfähig und werden in fließendes Wasser gebracht, wo sie sich weiter entwickeln.

Im Freien geschieht die Befruchtung der Eier folgendermaßen:

Die weibliche Forelle sucht zu ihrer Vermehrung eine kieselige Stelle im Bache und höhlt durch unermüdlisches Hin- und Herbewegen des Schwanzes eine muldenförmige Grube aus, in welche sie ihre Eier ablegt. Sie entledigt sich jedoch nicht an ein und demselben Tage sämtlicher Eier, sondern legt dieselben fast immer in Zwischenräumen von 4—5 Tagen. Bei dem Eierlegen ist das Weibchen fast immer von einem männlichen Fisch begleitet, welcher über die kaum gelegten Eier seine befruchtende Milch ausspritzt und selbige hierdurch lebensfähig macht. Von den so gelegten Eiern wird aber schon aus der Ursache nur ein kleiner Theil lebensfähig, weil die Strömung des Wassers den belebenden Samen zu schnell mit sich fortreißt, als daß derselbe mit sämtlichen Eiern in Berührung kommen könnte; auch ist das Männchen dabei gewöhnlich so unruhig, daß es seinen Milcherguß nicht nach der Lage der Eier abzielt.

Die übrigen Edelstische begatten und vermehren sich auf gleiche Weise.

Es ist demnach die künstliche Befruchtung eine viel vollkommene, da dabei mit Anwendung einiger Sorgfalt sämtliche Eier befruchtet werden.

Bevor wir nun in die eigentlichen Bruthallen eintreten, um die übrigen Vorgänge bei der Fischzucht kennen zu lernen, laß uns der Fischsammlung einen Besuch abstatten, die sich im Hinterraum des Gebäudes befindet.

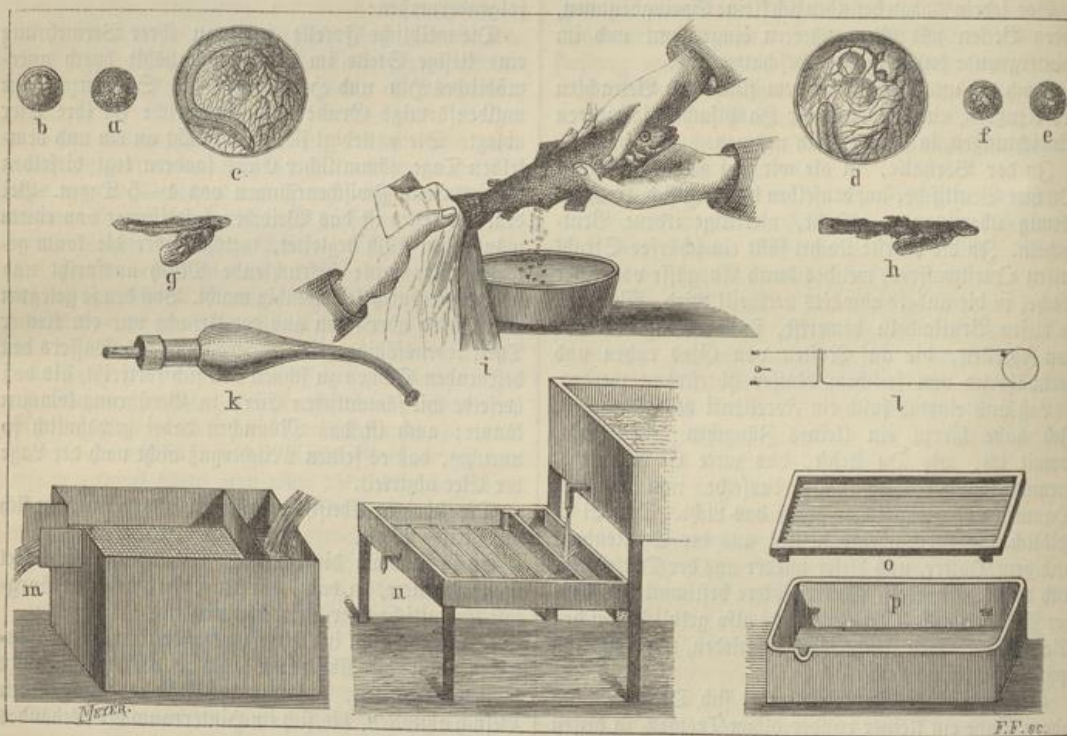
Hier sind in geräumigen Glaskästen beinahe sämtliche Süßwasserfische Europas aufgestellt. Zuerst bemerkst Du in zahlreichen, mit Spiritus gefüllten Gläsern von jedem Fische die Eier in den verschiedenen Entwicklungsstufen, dann den eben aus dem Ei gekommenen Fisch, das vollständig ausgebildete Fischlein bis zum eßbaren Fische. Auch die Feinde der Fischeier und Fische sind hier ausgestellt, theils in Spiritus, theils ausgestopft. Es sind dies verschiedene Insecten und deren Larven, der prächtige, aber für die jungen Fische sehr gefährliche Eisvogel, auch Wasseramsel genannt, der langbeinige, räuberische Fischreißer und die berühmte, tückische

Fischotter. Alle diese Thiere sind ungeliebte Gäste des Fischzüchters, und er muß Alles daran wenden, sie auszurotten, wenn er nicht um den Lohn seiner Arbeit kommen will.

Nun steigen wir eine Treppe hinunter und gelangen in den zur Hälfte in der Erde befindlichen Brutraum, welcher aus dem Seitenanbau rechts und links gebildet wird und unter dem Mittelbau durchgeht. Hier fallen Dir sofort vier 50 Meter lange, in Cementmauerung ausgeführte Kanäle auf, in welchen das reinste Quellwasser fließt. Ueber diesen Kanälen lagern auf starken Streben 8, je 20 Meter lange, künstliche Bäche, sogenannte Bruttische, die aus Holz hergestellt und mit Zinkblech ausgeschlagen sind. Auch in diesen künstlichen Bächen fließt beständig ein reines Quellwasser, welches am Ende eines jeden derselben in den unterhalb befindlichen Kanal abläuft.

In jedem Seitenanbau befinden sich vier von diesen Brutbächen. Hinter denselben sind auf hohen Gerüsten zwei Wasserbehälter angebracht, welche das zur Speisung der Bäche erforderliche Wasser enthalten. Vor jedem dieser Behälter läuft über die Bruttische eine lange hölzerne Rinne, aus denen das Wasser durch acht Röhren auf die Bäche oder Bruttische, wie wir sie von jetzt ab nennen wollen, gelangt. Da zu einer vortheilhaften Entwicklung der Eier ein lufthaltiges, sauerstoffreiches Wasser ein Haupterforderniß ist, so wird durch sogenannte Wasser-Trommelgebläse in den erwähnten Rinnen das Wasser mit Luft versehen.

Sämmtliche Kanäle und Bruttische werden in der Regel von Quellwasser durchflossen, doch ist auch die Vorrichtung getroffen, daß nöthigenfalls das Quellwasser mit Flußwasser gemischt werden kann, zu welchem Zwecke an der vordern Seite des Brutraumes ein



**Die künstliche Fischzucht.**

Für das „Volkblatt“ auf Holz gezeichnet von J. Meyer, in Holz geschnitten von S. Falkenstein.

Tafel I.

a Lachs-Ei am Anfang der Entwicklung (natürl. Größe). — b Lachs-Ei, ungefähr 7 Wochen alt. — c und d Lachs-Eier, ungefähr 7 Wochen alt (vergrößert). — e Forellenei am Anfang der Entwicklung (natürl. Größe). — f Forellenei, ungefähr 7 Wochen alt (natürl. Größe). — g Forelle nach dem Ausschlüpfen aus dem Ei (natürl. Größe). — h Forelle, ungefähr 8 Wochen alt (natürl. Größe). — i Darstellung der künstlichen Befruchtung der Eier. — k Galifornischer Apparat zum Ausbrüten der Eier. — l Längchen zum Aussetzen der verborenen Eier. — m Californischer Apparat zum Ausbrüten der Eier. — n Fischapparat zum Ausbrüten von Eiern, mit Glasrosten, ein Rost mit Eiern belegt. — o Glasrost. — p Bruttische.

gemauerter Kanal hinläuft, der Wasser aus dem Rheine-Rhone-Kanal enthält.

An der hintern Seite des Gebäudes befinden sich zahlreiche Fischbehälter, die zur Aufbewahrung von größeren Fischen dienen.

Treten wir nun an einen der Bruttische.

Der ganze Tisch ist mit erbsengroßen orangeröthen Eiern bedeckt, und zwar ruhen dieselben auch auf Glasrosten. Dies sind Eier des Rheinlachs und schon etwas weiter entwickelt. Du siehst darin bereits den zukünftigen Fisch, wie er in der Form einer Sichel den Dotter umschließt. „Was sind denn aber das für weiße

undurchsichtige Eier, die so grell unter den rothen hervorstecken?" wirst Du mich jetzt wohl fragen. Diese sind abgestorben; das Eiweiß darin ist geronnen, und bald bildet sich darauf, wenn sie nicht entfernt werden, eine Art Schimmel. Derselbe ist sehr gefährlich, da ein mit ihm behaftetes Ei auch die umliegenden ansteckt; die zahlreichen Mädchen und Knaben, die Du hier siehst, sind deshalb beständig mit dem Auslesen solcher Eier beschäftigt.

Auf diesem Bruttische hier sind Eier der großen Seeforelle, die bis zu 30 Kilogramm schwer und hauptsächlich in den großen Seen der Schweiz und Oesterreichs gefunden wird.

Die hier befindlichen Eier stammen von Forellen aus dem Genfer-See und sind schon viel weiter entwickelt als die Forellen- und Lachseier, die Du gesehen. Die zwei schwarzen Punkte, die so deutlich durch die Schalenhaut schimmern, sind die Augen des winzigen Fischleins, und bei genauem Untersuchen erkennst Du auch bereits deutlich das schon stark ausgebildete Fisch-

chen. Siehst Du! Jetzt bewegt es sich sogar und überzeugt Dich, daß es wirklich lebt.

Diese andern Bruttische enthalten ebenfalls Lachseier; auch die sämmtlichen Kanäle im Boden sind mit solchen angefüllt.

Gehen wir nun in die Abtheilung rechts.

Hier finden wir auf einem Tische kleinere grünliche Eier des Ritter, Röheli oder Saiblings. Dies ist einer unserer feinsten Fische, noch viel feiner wie die Forellen, und ist in den gleichen Seen zu finden, wie die Seeforelle. „Aber was sind das für kleine, kaum stecknadelkopfgroße Eier hier auf dem Tische nebenan?“ Dies sind Eier des Blaufelchen oder Fera, deren Eltern hauptsächlich im Bodensee heimisch sind. Auf dem andern Tische dort siehst Du Eier der edlen Madue-Maräne, eines ausgezeichneten Fisches, der bis jetzt nur in dem in Pommern gelegenen Madue-See heimisch gewesen ist, nun aber auch in andern Seen verbreitet werden soll.

(Fortsetzung folgt.)

## Erinnerungen aus dem französischen Militärleben.

(Von einem Offizier.)

### 9. Der Rückzug.

Bald traten wir den Rückweg an, um schleunigst den Kampfplatz zu erreichen. Als wir den Hügel erstiegen hatten, von wo aus unser Eingriff nützlich gewesen wäre, war schon Alles wieder ruhig, und von beiden Seiten wurden die Verwundeten weggeschafft. Vom Hügel aus, welchen wir Abends besetzt hatten, konnte man in der Tragweite eines Feldgeschützes die preussischen Truppen in gedrängten Abtheilungen sich bewegen sehen. Bei anbrechender Nacht bezogen wir zum Schein Bidouats. Befehle wurden ertheilt, große Feuer anzuzünden und sich zum Abmarsch bereit zu halten.

Die Befehlshaber der Armee, die Offiziere, mußten von der bedenklichen Lage, in welcher wir uns befanden, in Kenntniß gesetzt worden sein; denn ihre Bemühungen, den Abzug so geräuschlos als möglich auszuführen, waren außerordentlich groß. So schlichen wir bei einbrechender Nacht hinweg und zogen auf langen Waldwegen nach Beaumont. Unser Marsch dauerte die ganze Nacht, von Hunderten von Gepäckwagen, welche die Straße einnahmen, im Vorrücken gehindert. Während unseres Marsches im Walde — es mag um Mitternacht gewesen sein — wurde die Nachhut des Armeecorps von einem großen Schrecken überfallen, weil unweit von ihr im Dickicht ein ungewöhnlicher Lärm von Pferdegetrappel und rauhen menschlichen Stimmen erscholl. In wilder Flucht stürzten die letzten Abtheilungen voran und brachten die Unordnung in den ganzen Marsch, und bei der Tiefe der Nacht war es rein unmöglich, weder die Flüchtlinge zu erkennen, noch die aufgelösten Truppentheile wieder zu ordnen. Der unheimliche Marsch führte uns gegen 2 Uhr Morgens nach dem Kesselthale, in dessen Mitte Beaumont liegt. Ueber das Herannahen des Feindes war kein Zweifel mehr.

Der Regimentsoberst hatte schon im Walde zu mehreren Offizieren gesagt: «*Nous nous trouvons dans une position très-critique; les Prussiens nous entourent; je ne sais pas comment cela va finir!*» (Wir befinden uns in einer sehr bedenklichen Lage; die Preußen umgeben uns; ich weiß nicht, wie das ausgehen wird!)

### 10. Der Ueberfall bei Beaumont.

Die französische Sorglosigkeit hat bei Beaumont sich selbst übertroffen. Den ganzen Vormittag des 30. August, an welchem das fünfte Armeecorps das Kesselthal von Beaumont besetzt hielt, war das Städtchen von Soldaten überschwemmt, welche sich entweder in den Kneipen herumtrieben oder auf den Einkauf von Lebensmitteln ausgingen. Die meisten Offiziere waren im Café oder standen auf dem öffentlichen Plage umher und plauderten. Man lebte wie im tiefsten Frieden und um elf Uhr, als die Kompagnieen beim Appell standen und theilweise dem Offizier de semaine (der Woche) die auseinander genommenen Gewehre zur Musterung vorgelegt hatten, erschienen in der Entfernung von zweihundert Meter unbekannte Plänkler. Der Oberst, welcher noch zu Tische saß, fragte einen Major, wer die Plänkler seien. Eine Minute später fiel der erste Kanonenschuß, der aus weiter Ferne kam. Jetzt begann das Gewehrfeuer der vorerwähnten Plänkler, welche sich als echte Preußen entpuppten; jetzt stürzten Abtheilungen der französischen Truppen ihnen entgegen und erwiderten dasselbe, so gut es ging. Der Oberst des 11. Linienregiments erhielt gleich in den ersten Minuten drei Kugeln durch die Brust und sank vom Pferde. Plötzlich zogen sich die Plänkler zurück, und dichte schwarze feindliche Colonnen, welche das ganze Feld einnahmen, tauchten auf und wälzten sich, einen heftigen Regengren ab-

sendend, heran. Jeder Widerstand war vergeblich. Zwanzig Minuten nachher gab unser linker Flügel nach, und der Rückzug begann. Zahlreiche Verwundete stürzten in wilder Hast nach den Häusern der Vorstadt, wo zu deren erster Verpflegung der Regimentsarzt mit seinen Dienern ein Obdach gefunden hatte. Von der Verbandstube aus, welche ich gleich nach Beginn des Treffens zur Erfüllung meiner für die unglücklichen Opfer des Krieges wohlthätigen Aufgabe mit dem Arzte bezogen hatte, sah ich den Rückzug unserer Truppen und das stürmische Heranbrausen der feindlichen Colonnen, welche mit ungeheurem Lärm von Hurrahrufen und Kommandoworten die Luft erfüllten und damit das Knallen der Gewehrhalven übertönten. Der letzte Widerstand — von den in den Straßengraben kauern den Soldaten — wurde jetzt gebrochen. Von letzteren hat sich, wie ich bezeugen kann, kein einziger übergeben, und ihre zahlreichen Leichen bewiesen die Hartnäckigkeit, mit welcher sie die Straße vertheidigten. Im Nu war Beaumont umzingelt, und Alle, welche entweder ihre Munition verschossen oder durch die unentschuldbare Gewehrinspektion, bei welcher die Regimenter sich überraschen ließen, entwaffnet waren, mußten sich ergeben. Der Widerstand

einzelner entschlossener Köpfe war von sehr geringem Nutzen. Unter meinem Fenster habe ich den General de Failly noch einmal gesehen. Er hatte sich zu Pferd zwischen die beiden Häuserreihen der Vorstadt postirt, sah eine Weile nach dem auf einen Kilometer Entfernung sich abspinnenden Gefechte, machte Kehrt, gab seinem Pferde die Sporen und jagte davon. Ein unentwirrbarer Knäuel von Gepäckwagen, Pferden, Mantelfeln und flüchtiger Reiterei wälzte sich kurz nachher gegen die Stadt, versperrte dem Fußvolke den Weg zu einem geordneten Rückzug, so daß, als die Lage unhaltbar geworden war, die Infanterie sich über die Gartenmauern außerhalb der Stadt retten mußte. Der siegreiche Feind zog bald in bester Ordnung unter beständigem Gewehrfeuer in die Stadt ein.

Die Rathlosigkeit der französischen Befehlshaber, die Sorglosigkeit der Soldaten, der entmuthigende Hunger, überhaupt die planlose Führung rächten die muthwillige Herausforderung, welche Napoleon erlassen hatte, um sich und seiner Dynastie den Thron Frankreichs zu sichern. Beaumont war der Anfang von Sedan, wo mit der Uebergabe des Heeres und der napoleonischen Adler Napoleons Hochmuth ein Ziel gesetzt wurde.

### Die Verurtheilung Hödel's.

Am 10. Juli stand Max Hödel vor dem Gerichte in Berlin, beschuldigt, den deutschen Kaiser am 11. Mai d. J. haben tödten zu wollen.

Der Anklageschrift entnehmen wir folgende Punkte:

„Seine Majestät der deutsche Kaiser und König von Preußen in Begleitung seiner Tochter, der Frau Großherzogin Luise von Baden, königliche Hoheit, fuhren am 11. Mai 1878, Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr, in einer offenen Kalesche von einer Spazierfahrt aus dem Thiergarten in Berlin zurück, wie gewöhnlich durch das Brandenburger Thor die Südseite der Straße Unter den Linden entlang. Der kaiserliche Wagen hatte ungefähr das Hotel der russischen Botschaft erreicht, als der Angeklagte plötzlich hinter einem Privatfuhrwerk hervortrat, welches dort auf dem Strafendamme dicht an der Bord-schwelle des Trottoirs nach dem Thore zu gerichtet stand, und den rechten Arm weit ausstreckend, nach der Person Seiner Majestät in einer Entfernung von 3 bis 4 Schritten einen Schuß aus einem Revolver abfeuerte. Der Schuß ging fehl. Der Leibtuschler Seiner Majestät sah den Angeklagten den Arm ausstrecken und den Revolver abfeuern und hielt die Pferde an. Bevor der kaiserliche Wagen zum Stehen gebracht war, eilte der Angeklagte hinter denselben über den Fahrdamm der mittleren Promenade zu und feuerte, ehe er den zweiten Fahrdamm erreichte, sich umwendend einen zweiten Schuß ab, den Revolver auf den Wagen Seiner Majestät gerichtet. Auch dieser Schuß fehlte. Der Angeklagte lief dann weiter nach dem Promenadenwege zu, kroch unter der Eisenstange des Geländers, welches den zweiten Fahrdamm von der Promenade trennt, hindurch und rannte, von vielen Hinzugekommenen verfolgt, dem Brandenburger Thore zu. Auf dem Promenadenwege schoß er auf seine Verfolger noch zwei Schüsse ab, welche gleichfalls fehlten. Nach dem letzten Schuß warf er den Revolver weg und wurde verhaftet. Der Angeklagte räumt zwar ein, aus dem Revolver am Ort der That scharf geschossen zu haben, er bestreitet dagegen, auf Se. Majestät den Revolver abgefeuert zu haben.

Zu einem während der Untersuchungshaft am 21. Mai an seine Eltern geschriebenen Briefe legt er ein Geständniß ab.

In dem Briefe bittet er seine Eltern um Vergebung, daß, „diese finstere Wolke sich so fürchterlich hätte über sie entladen müssen, sein Leben sei einer Sache geopfert, durch welche er ihnen schon oft Calamitäten bereitet habe, geopfert zum Wohle der Menschheit“, und schreibt in einer Nachschrift: „es thut mir sehr leid, fehlgeschossen zu haben, doch — Polen ist noch nicht verloren“ und unterschreibt diese Nachschrift „Max Hödel, Attentäter Sr. Majestät des deutschen Kaisers.“

Der Angeklagte wird von seiner Mutter als zu allen Nichtswürdigkeiten bereit geschildert, von seinem Stiefvater als jähzornig, von anderen als freisüchtig und frech bezeichnet. Er ist das uneheliche Kind der jetzt veredelichten Schuhmader Traber, Emilie, geb. Hödel zu Leipzig. Im Alter von 12 Jahren mußte er wegen schlechter Streiche, namentlich wegen mehrfacher kleiner Diebstähle, in die Besserungsanstalt zu Jena gebracht werden, in welcher er bis zu seinem 14. Lebensjahre verblieb. Er lernte demnach in Jena bei mehreren Klempnermeistern und kehrte in seinem 17. Lebensjahre, im October 1875, nach Leipzig zurück. Von dort ging er auf die Wanderschaft, wobei er Berlin, Bayern, Frankfurt a. M. und Köln besuchte. Im Jahre 1876 nach Leipzig zurückgekehrt, arbeitete er etwa ein halbes Jahr in seinem Handwerk und wurde dann Abonnementssammler für die zu Leipzig erscheinenden socialdemokratischen Zeitungen, den „Vorwärts“ und „Die Fackel“. Inzwischen machte er eine Reise nach Ungarn und Wien, von welcher er, im September 1877 aus Oesterreich ausgewiesen, zwangsweise nach Leipzig zurückgebracht wurde. Anfangs 1878 colportirte er auch den hier erscheinenden „Staatsocialisten“, das Organ des Centralvereins für Socialreform. Am 11. März verließ er wiederum sein elterliches Haus, und zwar in Folge eines gegen seine Mutter verübten Diebstahls an Geld in Höhe von gegen 40 Mark, hielt sich zunächst einige Zeit in der Umgegend von Leipzig auf, wo er als socialdemokratischer Agitator auftrat, und wanderte dann nach Frankfurt a. M., berührte Colmar, Metz, Luxemburg und Trier und kehrte am 11. April 1878 nach Leipzig zurück. Am 24. desselben Monats verließ er wiederum Leipzig, angeblich, um nach Dresden und Böhmen zu reisen, begab sich aber über Magdeburg nach Berlin. Hier ist er unter dem Namen Lehmann, dem Namen seines Vaters, im April Mitglied der beiden socialdemokratischen

Vereine, des „Vereins zur Wahrung der Interessen der werththätigen Bevölkerung Berlins“ und des „Vereins für communale Angelegenheiten des Nordostdistricts“ geworden so wie auch dem den Socialisten gegenüberstehenden Verein der „christlich-socialen Arbeiterpartei“ beigetreten und hat seit seiner Ankunft in Berlin fast jeden Abend Versammlungen dieser Vereine besucht und socialistische Zeitungen und Flugblätter verbreitet. Seinen Lebensunterhalt und seine sonstigen Ausgaben in Berlin, wie z. B. den Ankauf einer Spieldose für Mark 52.50, unter deren Klängen er vielfach in Bierlocalen socialistische Blätter absetzte, bestritt er hauptsächlich von dem Gelde, welches er bei seiner letzten Anwesenheit in Leipzig seiner Mutter entwandt hatte.

Nachdem der Angeklagte bereits 1876 Mitglied der socialistischen Arbeiterpartei Deutschlands geworden und deren Versammlungen vielfach besucht hatte, nahm er seit November 1877 an dem Unterrichte des Leipziger Arbeiter-Bildungsvereins, geleitet von dem Reichstags-Abgeordneten Liebknecht, als Mitglied Theil. Zur selben Zeit lernte er die in Leipzig damals anwesenden Anarchisten kennen, deren bekanntes Programm dahin geht, daß sie als Grundlage die Gemeinden annehmen, mit der Freiheit der Gemeinden, sich zu conföderiren<sup>1</sup>, und als obersten Grundsatz hinstellen, daß die Aenderung der politischen und socialen Verhältnisse durch Gewalt herbeigeführt werden müsse, während die Socialdemokraten den centralisirten Volksstaat, und zwar zunächst im Wege der Reform zu errichten streben. Der Angeklagte trat insbesondere in Verlehr mit Emil Werner, dem Vertreter der Anarchisten auf dem vorjährigen Welt-Congress der Socialisten in Genf, und bekannte sich, als ihm seit einer Volks-Versammlung zu Stötteritz, auf welcher er den „Staatsocialist“ verbreitet hatte, seitens der socialdemokratischen Partei mit Argwohn begegnet wurde, offen zu ihrer Richtung. In Folge von Angriffen auf die Bediensteten der socialistischen Arbeiterpartei wurde er durch förmlichen Beschluß der Leipziger Socialisten vom 14. März aus der Partei ausgeschlossen, dieser Beschluß durch das Central-Wahlcomité zu Hamburg unterm 9. Mai 1878 bestätigt und am 12. Mai in der Zeitung „Die Fackel“ bekannt gemacht.

Am 24. Februar und am 17. März 1878 berief der Angeklagte selbst zwei Volksversammlungen zu Schandau bei Leipzig. Während die Tagesordnung der ersten Volksversammlung „Der Krieg im Orient und die orientalische Frage im Deutschen Reichstage“ war, verherrlichten auf der zweiten Volksversammlung Emil Werner und Braune die Pariser Commune.

Seitdem huldigte der Angeklagte immer mehr der anarchischen Richtung. Er bekannte sich in prahlerischer Weise Andern gegenüber als Anarchisten und Atheisten und that vielfach während seines Aufenthalts in Schandau und an mehreren anderen Orten Äußerungen, die darauf schließen lassen, daß er bei seinem zu Gewaltthätigkeiten geeigneten Charakter und politisch aufgeregten Geist danach strebte, wenn möglich, selbst zur Verwirklichung der socialistisch-anarchistischen Ideen und insbesondere der Abschaffung der monarchischen Regierungsform thätig zu werden.

Während seiner Anwesenheit in Mez z. B. — am 28. März 1878 — äußerte er in einem dortigen Restaurationslocale, „daß das Militär ganz überflüssig sei, daß das Volk überhaupt ohne Könige und Fürsten sich selbst regieren könne.“ In einem anderen dortigen Locale bekannte er sich als Socialdemokrat und führte Schimpfreden gegen die staatliche Ordnung und namentlich gegen die Zustände im Deutschen Reiche. Einige Tage darauf, am 31. März, in der Wintrich'schen Gastwirtschaft zu Trier entwickelte er den anwesenden Gästen gegenüber seine atheïstischen Ansichten, kam dann auf Staat und Gesetz zu sprechen und äußerte dabei: „Wir brauchen keinen Kaiser, keinen König und keine Regierung; fort mit Allem, Alles muß fort, wir wollen frei sein, die Reichen müssen theilen — Alle müssen gleichmäßig arbeiten, ein Jeder höchstens 2 Stunden täglich“ und so fort. Kurz vor dem Attentat er-

<sup>1</sup> Verbünden.

zählte er hier dem Schlossergesellen Krüger, daß er Socialdemokrat sei und daß, wenn alle Socialdemokraten zusammenhielten, sie die Ueberhand bekämen und Alles umstürzen könnten.“

Das Benehmen des Angeklagten während der Gerichtsverhandlung war ein freches. Er blieb bei der Behauptung, er habe nur sich selbst erschießen wollen. Auf die Frage, warum er dazu gerade die StraÙe „Unter den Linden“ gewählt habe, er hätte dies ja auch draußen im Thiergarten oder bei sich zu Hause thun können, erwiderte er:

„Das thut der Selbstmörder je nach Belieben; der Eine erschießt sich draußen, der Andere zu Hause. Ich weiß also nicht, warum. Ich war ja ganz bestimmungslos, ich habe nicht abcirculirt, wo ich es thun sollte; hätte es mir zu Hause conve-nirt (gepaßt), so hätte ich mich zu Hause erschossen.“

Den ihm gemachten Einwand, daß er sich hätte verwunden müssen, wenn er auf sich selbst geschossen hätte, wußte er nicht zu entkräften.

Als ihm das Wort zu seiner Vertheidigung gegeben wurde, sagte er, höhnißch lachend:

„Ich danke für jede Vertheidigung; es hilft mir doch Nichts.“

Sein Längnen gegenüber all den Zeugen, die gegen ihn auftraten, half ihm allerdings Nichts; der Gerichtshof verurtheilte ihn zum Tode.

Als die Verhandlung geschlossen war, legten ihm Schulzeute Handschellen und Ketten an; ruhig hielt er die Arme hin und äußerte:

„Nur zu; morgen könnt ihr mich gleich daran aufhängen.“

Der Photograph Dietrich hat ausgesagt, Hödel sei am 6. Mai zu ihm gekommen und habe ihn gefragt, ob er nicht ein großartiges Geschäft machen wolle; auf seine Gegenfrage, worin daselbe bestehe, habe er ihm erwidert, er sei zwar noch kein berühmter Mann, es werde aber bald wie ein elektrischer Funke durch die Welt gehen, und dann würde er, Dietrich, Tausende von dem Bilde los werden; er selbst habe keinen Nutzen davon, er sei dann moralisch (sittlich) todt und werde eingepflanzt.

Diese Voraussetzung ist zur betäubenden Wirklichkeit geworden; der Name Hödel hat eine schmerzliche Berühmtheit erlangt, eine solche, daß jeder brave Deutsche sein Angesicht verhüllen möchte, wenn er ihn aussprechen hört.

Die Familie des Mannes, welcher wenige Wochen nach diesem ersten Mordversuch sich nicht scheute, auch seine Frevlerhand gegen das Haupt unseres geliebten Kaisers zu erheben, erbat, wie verlautet, die Erlaubniß, ihren Namen ändern zu dürfen; sie will nicht der Schande ausgesetzt sein, tagtäglich mit einem Namen genannt zu werden, der Deutschland zu tiefer Schmach gereicht. Denselben bösen Klang hat auch der Name Hödel. In der That, sittlich ist sein Träger todt. Gebe Gott, daß unser Volk auf immer vor solchen Menschen bewahrt bleibe!

**Zur Weltlage.** Wenn auch die Wiedergenesung des deutschen Kaisers einen erfreulichen stetigen Fortgang nimmt, erfolgt sie doch nicht so rasch, als man gerne hoffen möchte. Die Nahrungsaufnahme z. B. ist dem hohen Kranken ohne



fremde Beihilfe noch nicht möglich. Aber auch hierin ist gegen früher schon bedeutende Besserung eingetreten.

Der Großherzog Karl Alexander von Weimar (geboren den 24. Juni 1818) feierte am 9. Juli sein 25jähriges Regierungsjubiläum in Gegenwart zahlreicher fürstlicher Gäste und unter herzlicher Theilnahme des Volkes.

Am 13. Juli wurde der Friede von Berlin unterzeichnet — zur Freude von vielen Millionen Menschen und, wie wir hoffen, zum Segen der dabei beteiligten Völker. Näheres darüber folgt.

**Zur Wilhelms-Spende.**

Am 20., 21. und 22. Juli dieses Jahres soll nunmehr die in allen Zeitungen angekündigte Wilhelms-Spende gesammelt werden.

In allen Städten und Dörfern des Deutschen Reichs, in Schule und Haus, bei den Deutschen aller Religionsbekenntnisse sollen die Hände sich regen zur Darbringung dieser Spende. Mann und Frau, Kind und Greis, ein Jeglicher soll bei-

steuern; denn nicht die Größe der Gabe, sondern das Gefühl, in welchem sie gegeben wird, ist von Bedeutung.

Kein Wort ist genügend zum Ausdruck des Schmerzes, das unser geliebter deutscher Kaiser, der Einiger des Reichs, von ruchloser Hand verletzt wurde. Kein Wort ist genügend, um die Freude auszudrücken und den Dank gegen Gott, daß das Leben des Kaiserlichen Greises gerettet wurde. Wo aber das Wort versagt, ist zu allen Zeiten ein äußeres Opfer dargebracht worden.

So möge also Jeder zur Wilhelms-Spende ein kleines beisteuern als Ausdruck des Schmerzes und des Leides, aber auch als Ausdruck der Freude und des Dankes, und jedes deutsche Gemüth möge sich daran erquicken, daß es beitrug, seinem Kaiser für den Ihm von Einzelnen angethanen Schmerz millionenfältige Freude zu bereiten.

Berlin, den 13. Juli 1878.  
Im Namen und Auftrage des vom General-Feldmarschall Grafen von Moltke geleiteten Comité's für die Wilhelms-Spende der geschäftsführende Ausschuss.

Nr. 1.—26 des Volksblattes sendet der „Volksblatt-Verlag“ in Straßburg i. E. gegen frankirte Zustellung von 1 M. franco zu.

**Anzeigen.**

**Griechische Weine.**

Unterzeichnetes Haus beschäftigt sich mit deren Einfuhr. Um das Bekanntwerden derselben zu erleichtern, versende 1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen in 10 Sorten **Camarite, Corinther, Ella, Kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo, Misistra Malvasier, Achaja Malv. weiss und roth, Vino Rose.**

Flaschen und Kiste frei à **M. 17. 10.** Unbedingte Bürgschaft für Reinheit und Aechtheit. Preisbrochüre auf Wunsch franco.

**Neckargemünd. J. F. Menzer.**

**W. Spindler's Färberei, Druckerei und chemische**

**Reinigungsanstalt, Ronnefeldt's vorzüglichen Thee, Sprengel's reines, entöltetes Cacaopulver, Niederlage von Papier-Wäsche aller Art aus der Fabrik Mey und Edlich in Leipzig. Verkauf zu den Leipziger Original-Preisen**

empfehlen **L. Meyer-Nicolay, Straßburg i. E., Brandgasse 6, gegenüber der Mairie.**

**Hauslehrer-Gesuch.**

Eine in Oesterreich anässige elsässische Familie sucht einen wissenschaftlich gebildeten, der französischen Sprache kundigen Hauslehrer ev. Confection. Gefällige Anerbietungen unter der Adresse „Hauslehrer“ an den „Volksblatt-Verlag“ in Straßburg i. E. erbeten.

**Bitte.**

Eine schon ältliche Wittwe mit Kindern, in der Parochie des Unterzeichneten sich befindend, hat durch ruchlose Brandstiftung Wohnung und fast alles Andere, was sie besaßen, verloren, ohne daß nur Etwas versichert gewesen wäre. Es ergeht daher an mildthätige Christenherzen die Bitte, diese große Noth durch Liebesgaben in Geld lindern helfen zu wollen, welche entgegennehmen würde

**B. Hüttig, Pfarrer, Litzendorf bei Wurzbach, Neuß i. L., den 9. Juli 1878.**

Im Verlage von Friedrich Andreas Berthes in Gotha erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben: **E. Handmann, der Slavismus im Lichte der Ethik. 1878. 2 M. 40 Pf.** Vielfach günstig besprochen.

Bei Carl J. Trübner in Straßburg erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Uns ist bange, aber wir verzagen nicht.**

Predigt über 2. Corinther 4, 8 nach dem zweiten Mordattentat auf Sr. Majestät, den Kaiser Wilhelm, vom 2. Juni 1878, von Dr. Heinrich Kocholl, Königl. Divisionspfarrer der 31. Division, zu Colmar. Der etwaige Ertrag ist für Arme bestimmt. Preis 20 Pf.

Ein Buchhändler, welcher eine Buchhandlung schon einige Jahre lang selbstständig leitete, sucht eine in seinen Beruf einschlagende Stellung. Gefällige Anerbietungen unter „Buchhandel“ an den „Volksblatt-Verlag“ in Straßburg i. E. erbeten.

**Dresch-Maschinen**

für Handbetrieb, 1, 2, 3 und 4 Zugthiere letztere mit Puffer und neuester Construction.

**Säcksel-Maschinen**

in 15 Sorten von 2 bis 6 Längen schneidend, ganz aus Eisen und Stahl gebaut von Nm 55—60 an. Neuer Catalog mit Preis-courant auf Wunsch franco und gratis. Agenten erwünscht.

**Ph. Mayfarth & Comp., Maschinenfabrik in Frankfurt a. M.**

In dem Schottischen Saale in Straßburg, Schlossergasse 14, wird am Sonntag, den 21. Juli, Vormittags 11 Uhr in der englischen Sprache Gottesdienst abgehalten werden.

**Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon** 40 Hefte à 30 Pfennig. Encyclopädisches Handwörterbuch. 1878. Mit zahlreichen Karten und Abbildungen. Vorrätig in allen Buchhandlungen.

— **Ehr. G. Göttinger** — **Der Krieg 1870—71.** Mit Jesus Christus u. seine Kirche. 106 Bilder. 64 Porträts u. vielen Denkmalen. 2. Auflage. 1 M. 60, beim Verfasser 1 M. 80. — Vielfach für Schüler gedruckt und empfohlen.

**Pastoria.** 36) Für das Stiftungshaus gingen in 2057 Gaben 3217 M. ein.